

ZUR ERFINDUNG EINES NAMENS - GEDANKEN ZU ÜBERTRAGUNG UND WORT IN DER PSYCHOSE

MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN

Böhmen liegt am Meer

Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus.
Sind hier die Brücken heil, geh ich auf gutem Grund.
Ist Liebesmüh auf alle Zeit verloren, verlier ich sie hier gern.

Bin ich's nicht, ist es einer, der ist so gut wie ich.

Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen.
Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder.
Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.

Bin ich's so ist's ein jeder, der ist soviel wie ich.
Ich will nichts mehr für mich. Ich will zugrunde gehn.

Zugrund – das heißt zum Meer, dort find ich Böhmen wieder.
Zugrund gerichtet, wach ich ruhig auf.
Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.

Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und Schiffe
unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Illyrer, Veroneser,
und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen machen.

Und die zum Weinen sind. Und irrt euch hundertmal,
wie ich mich irrte und Proben nie bestand,
doch hab ich sie bestanden, ein um das andre Mal.
Wie Böhmen sie bestand und eines schönen Tags
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt.

Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,
ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr,

ein Böhme, ein Vagant, der nichts hat, den nichts hält,
begabt nur noch, vom Meer das strittig ist, Land meiner Wahl zu sehen.

Ingeborg Bachmann¹

I.

Dass Böhmen am Meer liege: Welche unglaubliche Behauptung geht diesem Gedicht voran. Folgt der Leser jedoch trotz aller Verwirrung der poetischen Sprache, wird er möglicherweise erfahren, wie aus Worten etwas erschrieben, erfunden werden kann, das einem „ich“ ein „Land meiner Wahl“ eröffnet. Was es mit diesem „ich“ auf sich hat, bleibt dabei in der Schwebe. Ihm geht jedoch in den ersten Zeilen zweimal ein „hier“ voraus, ein „hier“, das diesem „ich“ vielleicht einen Grund gibt, einen Ort, an dem es auftauchen kann. So könnte das „zugrunde gehn“, das „zugrund“, wo Böhmen wieder gefunden werden kann, als ein aus Worten gewobener Grund aufgenommen werden, der sagen lässt: „Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.“

Dieses Erdichten eines „Land[es] meiner Wahl“, eines Grundes für das „ich“, begegnet dem Leser als ein sprachliches Geschehen: Das „ich“ ist insofern sprechendes Ich, sprachliches Ich – eines, das sich reflexiv hin an ein „mich“ wendet und umgekehrt von einem „mich“ her kommt – allerdings in Form einer Negation: „Ich will nichts mehr für mich.“ Hier spricht ein gespanntes Ich, das zwischen einem „nur dies und nichts andres will ich“² einerseits und einem Versagen eines Willens am Punkt einer Wunschlosigkeit andererseits schwankt. Umso mehr wird auf diese Weise der drängende, dichterische Wunsch hörbar.

Nimmt der Leser an den Bewegungen dieses sprechenden „ich“ teil, wird auch er durch die im Text enthaltene Adressierung in beson-

-
- 1 I. Bachmann, *Werke. Erster Band. Gedichte, Hörspiele, Libretti, Übersetzungen*, hg. von C. Koschel, I. von Weidenbaum und C. Münster; München, Zürich: Piper 4. Aufl. 1993, S. 167–168.
 - 2 Der politische Grundgedanke, der in dem Vers vorher formuliert wird, ist als Forderung nach einer grundlegenden Anerkennung eines jeden Subjekts mit einem Recht auf Leben, auf Sein, auf einen Ort mit seinen (Sprach-)Grenzen und Überschreitungen übersetzbar.

derer Weise einbezogen, keineswegs kommt er nur außen vor: „Kommt her ...“, heißt es. Das Sprechen, die Sprache, wird als etwas erfahrbar, das sich an jemanden richtet, an mich als Leser des Gedichtes. Die Ansprache schafft den Ort, das „hier“, an dem das „ich“ sich konstituieren kann, und ermöglicht die Begegnung mit dem Wort.

Das Aneinandergrenzen der Wörter, ihre Berührung, lässt etwas geschehen, was unmöglich zu sein scheint: „Böhmen liegt am Meer.“ Böhmen wird hier Name eines möglichen Ortes, an dem ein gestrandetes Subjekt landen kann. Die Häuser des Gedichtes lassen eintreten, die heilen Brücken lassen „auf gutem Grund“ gehen und solange Böhmen am Meer liegt, lässt sich an Meere wieder glauben und auf Land hoffen.

Das „hier“ des Gedichtes scheint mir also nicht der Ort eines unabhängigen, autonomen Ichs zu sein, eines Ichs, dem ein klarer Ort zugeordnet werden könnte. „Ich will zugrunde gehen“, lesen wir und: „Bin ich's nicht, ist es einer, der ist so gut wie ich.“ Das „ich“, das noch an ein Wort grenzt und an ein anderes Land, ist ein „ich“, das seinen Grund in der Sprache und im Sprechen findet. In nichts jedoch, was es hätte oder besäße, könnte dieses „ich“, sprachliches Subjekt des Gedichtes, Halt und Verankerung finden. Dieses „ich“ ereignet sich dort, wo ein anderes, ein poetisches Sprechen Ort und Adressierung finden kann, einen Grenzzort, zwischen Land und Meer. An ihm ist Irren und Begnadigung – angesichts des Todes? – möglich. Doch nichts ist gegeben. „Noch“ und „jetzt“, „immer mehr“ lassen etwas von einer oszillierenden Zeitlichkeit hören, die keiner fassbaren Linearität folgt. Und so treffen wir im Gedicht auch auf die Landschaften der Komödien und Tragödien Shakespeares als historische Orte und Zeiten transzendierende Raum- und Zeitlichkeit.

II.

Was lässt nun ein solches Gedicht am Anfang meiner Überlegungen zur analytischen Arbeit mit Psychotikern stehen?

Die Frage nach der mangelnden oder fehlenden Verankerung des Subjekts in der Sprache ist grundlegend für eine psychoanalytisch begründete Arbeit mit Psychotikern. Wie steht es um das „Hier“ des Schauplatzes der Übertragung mit ihrer ganz besonderen Zeitlichkeit? Können Psychotiker an einem solchen Ort ankommen, Worte verliehen und finden, die ihnen ein Land ihrer Wahl eröffnen könnten? Oder sollte es diese Chance für Psychotiker nicht geben, wie bestimmte

Traditionen in der Psychoanalyse es nahezulegen scheinen? Es geht dabei um die Unterstellung, Psychotiker entwickelten grundsätzlich keine Übertragung.

Lässt sich in der psychoanalytischen Arbeit mit Psychotikern ein Weg entdecken, der ihnen zu einer besseren Verankerung im Sprechen und in der Sprache verhelfen würde? Braucht es dazu, wie im Gedicht, die Möglichkeit, dass sich der Psychotiker mit seinem Sprechen an einen anderen richten kann, der vom Platz eines Anderen, der Sprache her, hört? Dabei wäre es für den, der hört, gut, sich nicht all zu sehr von böhmischen Dörfern erschrecken zu lassen.

Diese Überlegungen berühren die Problematik, ob es in der analytischen Arbeit mit Psychotikern vor allem um Ich-Stärkung gehen sollte – im Sinne der Stützung eines einheitlichen Bildes vom Ich – oder könnte es demgegenüber auch um eine Veränderung des Bezuges des Psychotikers zur Sprache gehen?

Die Psychoanalyse mit Psychotikern steht seit den ersten Versuchen, sich auf dieses Feld zu wagen, unter dem zur Vorsicht mahnenden Vorzeichen, psychotische Subjekte entwickelten keine Übertragung. Verschiedentlich wurde auch diskutiert, inwieweit überhaupt von einem psychotischen Subjekt gesprochen werden könne. Ferner wurde darauf hingewiesen, die dem Psychotiker eigene Störung der Beziehung zur Sprache verunmögliche oder beschränke wenigstens sehr wesentlich eine analytische Kur.

So äußert Sigmund Freud gleich zu Beginn seiner Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus“ (1914) seine Skepsis, was eine Beeinflussung der Paraphreniker durch die Psychoanalyse angeht:

„Ein dringendes Motiv, sich mit der Vorstellung eines primären und normalen Narzißmus zu beschäftigen, ergab sich, als der Versuch unternommen wurde, das Verständnis der Dementia praecox (Kraepelin) oder Schizophrenie (Bleuler) unter die Vorraussetzung der Libidotheorie zu bringen. Zwei fundamentale Charakterzüge zeigen solche Kranke, die ich vorgeschlagen habe als Paraphreniker zu bezeichnen: den Größenwahn und die Abwendung ihres Interesses von der Außenwelt (Personen und Dingen). Infolge der letzteren Veränderung entziehen sie sich der Beeinflussung durch die Psychoanalyse, werden sie für unsere Bemühungen unheilbar.“³

Einige Zeilen später nimmt Freud dann eine Unterscheidung zwischen Neurose und Psychose vor. Der Neurotiker ersetze reale Objekte durch imaginäre oder vermenge sie mit ihnen, während der Paraphren-

3 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; in: *G.W. X*, S. 139.

niker seine Libido von den realen Objekten der Außenwelt ganz abziehe und, wie er später verdeutlicht, in sein Ich investiere. Er ersetze dabei die realen nicht durch phantasmatische Objekte, womit „imaginär“ und „phantasmatisch“ für Freud zusammenzufallen scheinen. Es findet sich bei ihm also noch nicht die mit dem Werk Jacques Lacans verbundene Möglichkeit, ein imaginäres Ich (*moi*) vom sprachlichen Subjekt des Unbewussten (*je*, ich) unterscheiden zu können, auch wenn sich Ansätze hierzu in seinem Werk bereits entdecken lassen. Ebenfalls finden die Bezüge des Phantasmas zum Symbolischen, Imaginären und Realen bei Freud noch keine Ausarbeitung, sodass er die neurotischen Phantasien an manchen Stellen seines Werkes vor allem imaginär auffasst. Dieser Aspekt erschwert eine vertiefte Differenzierung zwischen dem Rückzug des Psychotikers auf ein imaginäres Ich und dem phantasmatischen Bezug des Neurotikers zum Objekt. Freud fügt an: „Wo dies dann geschieht, scheint es sekundär zu sein und einem Heilungsversuch anzugehören, welcher die Libido zum Objekt zurückführen will.“⁴ In einer Fußnote weist er darauf hin, dass der „Weltuntergang“ des Paraphrenen mit diesem Besetzungsverlust der Objekte zu tun haben dürfte.⁵ Untergang, Vernichtung, Auslöschung, diese Erfahrungen versuchen unsere psychotischen Patienten an uns heranzutragen, an uns grenzen zu lassen, warum nicht zu übertragen?

Bei Freud bleibt zumindest an der zitierten Stelle unklar, um was es bei einem Objekt eigentlich geht und was es heißen mag, „die Libido auf Objekte [zu] setzen“⁶ – eine Formulierung, auf die wir im Verlauf dieser Arbeit treffen. Geht es vielleicht darum, einen Einsatz auf das Objekt zu wagen? Ein Risiko einzugehen, auf das Objekt zu set-

4 Ebd.

5 Es kann in diesem Rahmen auf einige wichtige Fragestellungen nicht weitergehend eingegangen werden: Inwieweit sind die Konzepte Bleulers von der Schizophrenie und Kraepelins von der *Dementia praecox* deckungsgleich oder gibt es wichtige Differenzen? Wie differenziert Freud „Paraphrenie“, „Paranoia“ und im neurotischen Spektrum liegende paranoide Entwicklungen? Lacan betont, Paraphrenie und Paranoia ebenfalls differenzierend: „[...] für Freud teilt sich das Feld der Psychoosen in zwei.“ J. Lacan: *Das Seminar III. Die Psychosen [1955/56]*; Weinheim, Berlin: Quadriga 1997, übersetzt von M. Turnheim, S. 10; franz.: *Le séminaire III. Les psychoses [1955/56]*; Paris: Éd. du Seuil 1981. Freud hat in seiner Arbeit „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva‘“ auch auf die Möglichkeit einer strukturell nicht psychotischen Wahnentwicklung hingewiesen. Vgl. S. Freud, „Gradiva“; in: *G.W. VII*, S. 29–125. Verwiesen sei hierzu auf Peter Widmers Beitrag in diesem Band.

6 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 151.

zen – wie bei einer Wette?⁷ Das Objekt ist für Freud aber kein gegebenes, etwas, das schon einfach da wäre.

Die französische Übersetzung von „besetzen“ mit „investir“ lässt an ein Bekleiden denken, das auf etwas Verborgenes verweist, etwas Unsichtbares, das aber vermutet, unterstellt werden kann. Die „Investitur“ gibt zudem einen Hinweis auf die Übertragung einer Macht. Jemandem wird etwas zugetraut und zugestanden, unterstellt.

Freud weist auf etwas Rätselhaftes hin: „Welches ist das Schicksal der den Objekten entzogenen Libido [...]?“⁸ Das führt zu weiteren Überlegungen: Wie kann es zu einer Rückführung der Libido zu den Objekten kommen? Und was könnte unter Libido überhaupt verstanden werden? Ich möchte diese Fragen weiter so übersetzen: Auf was setzt der Psychotiker? Darauf, dass es nichts zu verlieren gibt? Entweder: dass kein Objekt für ihn getrennt wäre, er es also sozusagen in der Tasche hätte?⁹ Oder aber: dass vielleicht auch nie ein Objekt erreichbar gewesen wäre, von dem er sich hätte trennen können? Wie könnte der Psychotiker doch auf etwas ihm Fremdes zu setzen beginnen, dessen er sich nicht sicher sein könnte? Wie wäre es möglich, dass er es ertrüge, dass die „erotische Beziehung zu Personen und Dingen“¹⁰ wohl mit einem Entzug verknüpft ist, den man als Ursache für die Entstehung der Libido, die zum verlorenen Objekt unbewusst hinstrebt, verstehen kann?

An dieser Stelle wird auch deutlicher, dass Freuds Objektbegriff sich zwar einerseits auf „Personen und Dinge“ bezieht, andererseits aber durch seine Unterscheidung von „imaginären“ und „realen“ Objekten sowie den Begriff der „Besetzung“ etwas einführt, das sich einer Positivierung entzieht. Sowohl die Idee einer „Besetzung“ wie auch der Unterschied von „realem“ und „imaginärem“ Objekt führt eine Differenzierung ein. Diese Differenzierung beinhaltet ein Moment der Spannung, das sich auch beim Konzept der Libido findet, wenn man sie als Resultat eines Objektentzuges versteht.

Auch wenn Freuds Skepsis den Beginn seiner Narzissmusarbeit bestimmt, unterwandert sein Text doch bald eine eindeutige Positionsbe-

7 Lacans Gedanken zu Pascals Wette können hier nicht ausgeführt werden. Lacan betont, dass bei dieser Wette nicht so sehr die Existenz Gottes auf dem Spiel stünde wie die des *Je*. Vgl. J. Lacan, *D'un Autre à l'autre* [1968/69]; Paris: Éd. du Seuil 2006, S. 107–183.

8 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 140.

9 C. Fellahian, *La psychose selon Lacan, évolution d'un concept*; Paris: L'Harmattan 2005, S. 48.

10 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 139.

stimmung, eben dort, wo er eine „Rückführung der Libido“ in Erwägung zieht. Wenn die Psychose auch als psychotische Struktur nicht beeinflussbar sein sollte, kann die Psychoanalyse vielleicht doch dort zur Wirkung kommen, wo es um diesen Heilungsversuch geht, den Freud als sekundäre Besetzung der Objekte auffasst? Was kann „sekundäre Besetzung“ heißen? Könnte es einen Bezug zur Sprache geben, der an dieser Stelle bei Freud nicht auftaucht? Diesen Bezug finden wir in „Das Unbewußte“ (1915), worauf im Verlauf des Textes noch eingegangen werden soll.

Man kann sich fragen, ob Freud in „Zur Einführung des Narzissmus“ mit seiner These von der fehlenden Besetzung des äußeren und damit vielleicht auch verlorenen, getrennten, fremden Objekts bereits indirekt nach den Bedingungen fragte, die gegeben sein müssen, damit sich ein solches Objekt überhaupt konstituieren kann. Seine Hinweise bezüglich der „Zauberkraft der Worte“ und der „Magie“ gehen dabei für die Psychose bereits in Richtung einer fehlenden Differenzierung von Worten und Gedanken auf der einen, der Außenwelt auf der anderen Seite. Es fehlt jedoch eine weiter gehende Ausarbeitung dieses sprachlichen Moments, seine Bedeutung bleibt unklar. Freud hat allerdings in dieser Arbeit deutlich gemacht, dass für Psychose und Neurose ein unterschiedliches Schicksal der Libido zu vermuten ist: Die Hinwendung zum Objekt in der Neurose ist mit Aufschub und Trennung verbunden, es findet sich eine wenigstens relative Möglichkeit eines Umgangs mit dem Mangel – oft mit Hilfe des Phantasmas, worauf er verweist. Die totale Rückführung der Libido auf ein einheitliches Ich dagegen wäre ein Versuch, diesen Mangel nicht zu realisieren, dem Realen dieses Mangels auszuweichen. Hier spricht Freud dann vom Stau der Libido. Sie wird als ein Streben eingeführt, dessen gänzliche Erfüllung es auslöschen würde. Vom Stau der Libido zu sprechen ist dann eine Möglichkeit, etwas vom Scheitern des Versuchs sagen zu können, dem Fluss der Libido ein Ende zu setzen. Die relative Beweglichkeit, die Verschieblichkeit der Libido als eines durch den Mangel bedingten „intensiven Strebens“ sowie die Aufrechterhaltung einer „Entfernung“¹¹ vom so genannten primären Narzissmus scheint für Freud ein wichtiges Moment, einen solchen pathogenen „Stau“ zu verhindern. So scheint es für ihn gerade der mit Libido verbundene Entzug zu sein, der ihre Triebkraft ausmacht. Die Hinwendung zu einem verlorenen und deshalb nie einholbaren Objekt entspricht einer Entfernung vom primären Narzissmus, die Besetzung

11 Ebd., S. 166.

eines einheitlichen Ichs hingegen einem Streben, den Bezug auf ein Objekt aufzugeben, das sich immer wieder entzieht und stattdessen auf das Ich (im Sinne des *Moi*) zu setzen, bis hin zum Größenwahn.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der narzisstischen Besetzung des Ichs ist für Freud die Hypochondrie, die er als Pendant zur Angst bei den Neurosen auffasst. Damit imponiert die hypochondrische Angst als pathogener Kern der Psychose, genauso wie die aktualneurotische Angst den Kern der Neurose zu bilden scheint. Geht es bei letzterer um eine Stauung der auf das Objekt bezogenen Libido, so bei der Psychose um eine Stauung der auf das Ich gerichteten Libido. Die Hypochondrie erscheint damit als Signal einer Angst, die mit dem Fehlen einer Lücke im Körper selbst zu tun hat, einer Überbesetzung des Körper-Ichs. Auf die wichtige klinische Unterscheidung neurotischer und psychotischer Formen der Hypochondrie kann hier nicht eingegangen werden.

Kann man die hydraulisch-mechanische Formulierung Freuds in eine andere Sprache übersetzen? Mit der Möglichkeit, Freuds quantitative Konzepte struktural aufzufassen, lässt sich die psychische Ökonomie als Frage nach dem *Nomos*, dem Gesetz, der Strukturierung des seelischen „Hauses“ hören: seinen Türen und Fenstern, den Öffnungen, die den Körper als einen erogenen ins Leben rufen, seinen Landschaften, Spuren und deren verkörperter Geschichte.

Ich möchte dort anknüpfen, wo Freud von einem „Zuviel“ ausgeht, das offensichtlich für die Entstehung der Angst, auch der hypochondrischen, wichtig ist. Demzufolge lassen sich die Hypochondrie genauso wie der psychische Rückzug auf das Ich beim organisch Erkrankten auf ein reales Moment beziehen. Ist dies bei der somatischen Krankheit das pathologisch betroffene Organ, so bei der Hypochondrie eine gesteigerte Erogenität des Körpers, eine grenzüberschreitende Erregung, wobei „gewisse andere Körperstellen [...] die Genitalien vertreten und sich ihnen analog verhalten.“¹² Freud legt also nahe, dass bei der für die Psychose entscheidenden hypochondrischen Angst eine Eingrenzung dieses „Zuviel“ nicht stattgefunden hat, ein Moment nicht eingeführt werden konnte, das eine Strukturierung des Körpers erlauben und die Angst moderieren könnte. Wenn wir die Äußerungen Freuds über den Größenwahn des Psychotikers im Sinn behalten, liegt es nicht allzu fern, dieses strukturierende Moment als ein sprachliches zu vermuten.

12 Ebd., S. 150.

Dieses sprachliche Moment wird in „Das Unbewußte“ genauer eingeführt. Wenn in „Zur Einführung des Narzißmus“ bei der Hypochondrie von „Steigerung der Ichlibido“¹³ gesprochen wird, findet sich ein Jahr später ein anderer Ausgangspunkt: die Veränderungen der Sprache des Schizophrenen, eine „gewählte“ und „gezierte“ Ausdrucksweise, „eine besondere Desorganisation des Aufbaues“¹⁴ der Sätze. Freud fällt auf: „Im Inhalt dieser Äußerungen wird oft eine Beziehung zu Körperorganen oder Körperinnervationen in den Vordergrund gerückt.“¹⁵ Er schreibt weiter, „daß die Beziehung zum Organ [...] sich zur Vertretung des ganzen Inhalts aufgeworfen hat. Die schizophrene Rede hat hier einen hypochondrischen Zug, ist Organsprache geworden.“¹⁶ Ferner bemerkt er: „Die Gleichheit des sprachlichen Ausdruckes, nicht die Ähnlichkeit der bezeichneten Dinge, hat den Ersatz vorgeschrieben.“¹⁷ Hier lesen wir also, dass in der Schizophrenie eine Überbesetzung der Wortvorstellungen besteht. Mit der „Gleichheit des sprachlichen Ausdrucks“ kommt der Klang des Wortes ins Spiel; die „Ähnlichkeit der bezeichneten Dinge“, ein sinnhaftes und operatives Moment derart, dass die Ähnlichkeit erst einmal hergestellt und erkannt werden muss, tritt in der Schizophrenie zurück. Wortvorstellungen beziehen sich hier auf Laute und Lautbilder.¹⁸

Was wird beim Psychotiker aufgegeben? Es sind die Sachvorstellungen, die für Freud nicht unbedingt in „direkten Sacherinnerungsbilder[n]“ bestehen müssen, jedoch von „entfernere[n] und von ihnen abgeleitete[n] Erinnerungsspuren“¹⁹ herkommen. Mit der „Spur“ klingt für mich der Verlust an, die Anwesenheit von etwas Abwesendem – markiert durch die Verdrängung.

Bei den Wortvorstellungen finden wir nun das „Zuviel“, dem wir bereits in „Zur Einführung des Narzißmus“ begegnet sind. Dem Spurenhaften, Unvollständigen, das den Sachvorstellungen zugehört, wird vom Psychotiker die Besetzung entzogen, während die Wortvorstellungen nun unzweideutig und konkret die psychotische Realität garantieren: Wie Monolithen, die nicht mehr von den Strömungen der Verschiebungen und Verdichtungen zu bewegen sind. So ergibt sich für

13 Ebd., S. 151.

14 S. Freud, „Das Unbewußte“; in: *G.W. X*, S. 296.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 296 f.

17 Ebd., S. 299.

18 Vgl. hierzu: P. Widmer, *Metamorphosen des Signifikanten. Zur Bedeutung des Körperbilds für die Realität des Subjekts*; Bielefeld: transcript Verlag 2006, vor allem S. 145.

19 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 300.

Freud, dass Schizophrene konkrete Dinge behandeln, „als ob sie abstrakte wären.“²⁰ In diesen Überlegungen Freuds wird eine physikalische Ökonomie der Libido zu einer sprachlichen Ökonomie, die Hypochondrie des Psychotikers von der Sprache her gedacht, als „Organ-sprache“. Die Wörter verlieren ihren Sinn und gewinnen körperliche, magisch-konkrete Wirklichkeit. Ist dies die „Zauberkraft der Worte“, von der Freud in „Zur Einführung des Narzißmus“ schreibt? Vielleicht hat diese Zauberkraft aber die Potenz eines Anfangs: angesiedelt in einem Zwischenraum zwischen Körperlichem und Seelischem, in einer Vorzeit der Differenzierung, eines mythischen, prähistorischen Ursprungs, von dem aus erst die Geschichte des Subjekts an einer Grenzlinie von Somatischem und Psychischem geschrieben werden kann, nachträglich. Kehrt der Psychotiker an diesen Punkt zurück, um eine Schrift finden zu können, deren Zauber eine beginnende Zeichnung seines Körpers angesichts des Anderen ermöglichen könnte? Wäre dieser Ausgangspunkt eher im Klang des Wortes zu suchen, weniger in seinem Sinn? Wenn Freud in „Das Unbewußte“ von einer „Überbesetzung der Wortvorstellungen“²¹ spricht, kann man dies als eine Formulierung für den Versuch des Psychotikers lesen, in der Sprache mittels der Wortvorstellungen selbst einen Halt zu finden, auch wenn die Verdrängung und mit ihr die Metaphorisierung gescheitert ist.²²

20 Ebd., S. 303.

21 Ebd., S. 300.

22 Lacan hat in der *Ethik der Psychoanalyse* darauf hingewiesen, dass man Ding und Sache bei Freud nicht verwechseln sollte. So spricht Freud nicht von der „Dingvorstellung“, sondern von der „Sachvorstellung“. Freud hat nach Lacan „auf bewundernswerte Weise die Unterscheidung begriffen und formuliert, die zu machen ist zwischen der Operation der Sprache als Funktion, nämlich in dem Moment, in dem sie sich artikuliert und tatsächlich im Vorbewußten eine wesentliche Rolle spielt, und der Struktur der Sprache, gemäß welcher sich die Elemente anordnen, die im Unbewußten ins Spiel gebracht werden. Dazwischen artikulieren sich jene Koordinationen, jene Bahnungen, jene Verkettung, die deren Ökonomie beherrscht.“ J. Lacan, *Das Seminar VII. Die Ethik der Psychoanalyse [1959/60]*; Weinheim, Berlin: Quadriga 1996, übersetzt von N. Haas, S. 58; franz.: *Le séminaire VII. L'éthique de la psychanalyse [1959/60]*; Paris: Éd. du Seuil 1981. Zwischen Sache und Wort gibt es ein Verhältnis: „Sache und Wort sind also eng miteinander verknüpft, sie bilden ein Paar. Das Ding situiert sich anderswo.“ Ebd., S. 59. Man kann diskutieren, inwieweit die mangelnde Verknüpfung von Sache und Wort in der Psychose das Verhältnis des Subjekts zum Ding (zum Realen, zur „Not des Lebens“ bei Freud) bestimmt. Vgl. Freuds Äußerungen in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1917):

Ausgangspunkt der Schwierigkeiten von Neurotiker und Psychotiker ist bei Freud das, was er die Versagung nennt. „[...] aber endlich muß man lieben und man muß erkranken, wenn man infolge von Versagung nicht lieben kann“²³, heißt es. Ein Jahr danach schreibt er:

„Man wußte zwar, daß die Versagung des Objekts den Ausbruch der Neurose herbeiführt, und daß die Neurose den Verzicht auf das reale Objekt involviert, auch daß die dem realen Objekt entzogene Libido auf ein phantasiertes Objekt und von da aus auf ein verdrängtes Objekt zurückgeht (Inversion). Aber die Objektbesetzung überhaupt wird bei ihnen mit großer Energie festgehalten, und die feinere Untersuchung des Verdrängungsvorganges hat uns anzunehmen genötigt, daß die Objektbesetzung im System *Ubw* trotz der Verdrängung – vielmehr infolge derselben – fortbesteht. Die Fähigkeit zur Übertragung, welche wir bei diesen Affektionen therapeutisch ausnützen, setzt ja die ungestörte Objektbeziehung voraus.“²⁴

Wir finden hier wieder als wichtiges Moment die Versagung des Objekts. Ich lese dies als *Genitivus objectivus* und *subjectivus*. Dabei geht es dann um die mit dem Objekt selbst verbundene Versagung, eine Versagung, die sich der Konstituierung des Objekts als verlorenes verdankt. Diese Konstituierung verbindet Freud im Verlauf der Arbeit mit der Urverdrängung: Die Objektbesetzung im Unbewussten hat damit zu tun, dass das Objekt als ein nie einholbarer Rest in der Sprache selbst, gerade vielleicht in einem Zwischenraum der Worte, verborgen ist. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich auch schon bei Freud ein Konzept des Objekts findet, das über eine Beziehung zu Sachen oder Personen weit hinausgeht und damit dem Objekt den Charakter von etwas positiv Gegebenem nimmt. Die Objektbeziehung bezieht sich immer auch auf einen Verlust. Infolge der Verdrängung gibt es erst Objektbeziehungen. Ein weiteres Moment ist, dass Freud die Libido mit einem Minuszeichen, einem Entzug in Verbindung bringt, dem durch die Verdrängung bedingten Objektverlust. In der Neurose bleibt also die Libido auf das Objekt bezogen. Anders in der Psychose: Hier richtet sich die Libido auf das Ich, ein Verlust soll vermieden werden. Von wo aus könnte sich eine erneute Besetzung der Objekte ergeben? Dies wird uns noch beschäftigen.

„[...] die Versagung der Realität, oder wenn wir ihr ihren richtigen großen Namen geben, der Not des Lebens, der Ananke.“ (S. Freud, „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“; *G.W. XI*, S. 368).

23 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 151 f.

24 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 294 f.

1924 hat Freud in „Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose“ herausgearbeitet, dass bei der Loslösung des Psychotikers von der Realität immer schon von einer psychischen Realität ausgegangen werden muss; auch hier finden wir den Begriff der „Spur“:

„Die Umarbeitung der Realität geschieht bei der Psychose an den psychischen Niederschlägen der bisherigen Beziehungen zu ihr, also an den Erinnerungsspuren, Vorstellungen und Urteilen, die man bisher von ihr gewonnen hatte und durch welche sie im Seelenleben vertreten war. Aber diese Beziehung war nie eine abgeschlossene, sie wurde fortlaufend durch neue Wahrnehmungen bereichert und abgeändert. Somit stellt sich auch für die Psychose die Aufgabe her, sich solche Wahrnehmungen zu verschaffen, wie sie der neuen Realität entsprechen würden, was in gründlichster Weise auf dem Wege der Halluzination erreicht wird.“²⁵

Die Psychose: ein Versuch, das „Unabgeschlossene“ der psychischen Realität durch eine neue, „psychotische“ Realität zu ersetzen? Ohne Spuren, ohne Risse, abgeschlossen, abgedichtet? Die Psychose erscheint damit als ein verzweifelter Unterfangen, den Charakter der psychischen Realität als einer „Vertretung“ für ein verlorenes Objekt nicht realisieren zu müssen, der Leere des Realen zu entgehen. Liest man „Zur Einführung des Narzißmus“ mit Bezug auf diese Arbeit von 1924, wird vielleicht deutlicher, was das Wort „Versagung“ anspricht. Als Ver-Sagung gelesen kann man daran denken, dass es auch hier um die durch das Sagen bedingte Lücke geht, die auch durch die Liebe nicht auszufüllen ist (dann wäre es mit der Liebe aus), aber doch zu überbrücken. Überbrückbar mit Worten, die auch dem Nichtsagbaren einen Platz geben würden, auch den Körper benennbar werden lassen? Dann wäre die Liebe zwar stets durch Verlust gezeichnet, gleichzeitig aber Möglichkeit, etwas vom Realen sagen und schreiben zu können. Ein schönes literarisches Beispiel ist das Gedicht von Louis Aragon „*Il n'y a pas d'amour heureux*“, das Leid, Schmerz und Mangel der Liebe, wie die Zerrissenheit des Subjekts besingt, aber doch mit den Worten schließen kann: „*Mais c'est notre amour à tous deux*.“²⁶

Die Paradoxie der Liebe zwischen Einheitssehnsucht und schmerzhafter Erfahrung des Mangels kann hier vom Dichter metaphorisch aufgehoben werden. Die *mots d'amour* verbinden die Liebenden über den Abgrund des Realen hinweg. Anders als im Liebes-

25 S. Freud, „Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose“; in: *G.W. XIII*, S. 366.

26 L. Aragon, *La Diane française*; Paris: Seghers 2006, S. 31 ff.

wahn ist hier der der Liebe eigene Entzug zu hören, es kann etwas offen, unabgeschlossen bleiben, die Worte des Gedichts sind Spuren von Verletzungen, Glückserfahrungen, Lust und Schmerz, die jedoch nicht vereinheitlicht werden können. An dieser Stelle wird es möglich, von „*notre amour*“ zu sprechen, ein Band aus Worten entwickelt sich zwischen den Liebenden, deren Glück und Schmerz eng beieinander liegen.

III.

Wie können wir uns nach diesen Überlegungen nun nochmals dem Unterschied von Neurose und Psychose nähern? Hierzu gibt es eine wichtige Stelle in „Zur Einführung des Narzißmus“:

„Den Unterschied dieser Affektionen von den Übertragungsneurosen verlege ich in den Umstand, daß die durch Versagung frei gewordene Libido nicht bei den Objekten in der Phantasie bleibt, sondern sich aufs Ich zurückzieht; der Größenwahn entspricht dann der psychischen Bewältigung dieser Libidomenge, also der Introversion auf die Phantasiebildungen bei den Übertragungsneurosen; dem Versagen dieser psychischen Leistung entspringt die Hypochondrie der Paraphrenie, welche der Angst der Übertragungsneurosen homolog ist. Wir wissen, daß diese Angst durch weitere psychische Bearbeitung ablösbar ist, also durch Konversion, Reaktionsbildung, Schutzbildung (Phobie). Diese Stellung nimmt bei den Paraphrenien der Restitutionsversuch ein, dem wir die auffälligen Krankheitserscheinungen danken. Da die Paraphrenie häufig – wenn nicht zumeist – eine bloß partielle Ablösung der Libido von den Objekten mit sich bringt, so ließen sich in ihrem Bilde drei Gruppen von Erscheinungen sondern:

- 1) Die der erhaltenen Normalität oder Neurose (Resterscheinungen),
- 2) die des Krankheitsprozesses (der Ablösung der Libido von den Objekten, dazu der Größenwahn, die Hypochondrie, die Affektstörung, alle Regressionen),
- 3) die der Restitution, welche nach Art einer Hysterie (*Dementia praecox*, eigentliche Paraphrenie) oder einer Zwangsneurose (*Paranoia*) die Libido wieder an die Objekte heftet. Diese neuerliche Libidobesetzung geschieht von einem anderen Niveau her, unter anderen Bedingungen als die primäre.“²⁷

27 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 152–153 [Hervorhebungen von M.M.z.W.].

Diese Passage wirft wichtige Fragen auf:

1. Freud unterscheidet die psychische Bearbeitung bei den Übertragungsneurosen vom „Restitutionsversuch“ bei der Psychose. Von was kann die Restitution ausgehen? Von der Sprache, selbst dort, wo sie nicht metaphorisch ist? Die Metapher, das neurotische Symptom verstehe ich dabei als „Bildung“ des Unbewussten, wie Freud auch in dieser Textstelle neurotische Bildungen erwähnt. Bei der Psychose jedoch spricht er hier nicht vom Symptom²⁸ oder von „Bildung“, sondern von einem „Restitutionsversuch“. Könnte dieses restitutive Moment also eher ein „Versuch“ – ein weiteres Wort Freuds, das etwas von einer Erfindung anklingen lässt – von etwas sein, das sekundär, von einem anderen Niveau aus, eingeführt wird? In „Das Unbewußte“ spricht Freud davon, dass die „schizophrene Ersatzbildung“ ihren befremdlichen Charakter durch „das Überwiegen der Wortbeziehung über die Sachbeziehung“²⁹ erhält. Lässt sich vielleicht dennoch in einem von der Sachbeziehung losgelösten Wort etwas auffinden, das dem Psychotiker einen Ersatz bieten könnte für die fehlende Metaphorisierung, resp. für die Verdrängung, die für Freud in einer fehlenden, aber doch möglichen „Übersetzung in Worte“ besteht, „welche mit dem Objekt verknüpft bleiben sollen“?³⁰ Kann vom Klang eines Wortes, wenn es aufgenommen und gehört wird, für den Psychotiker etwas ausgehen, das ihm eine neue Gelegenheit böte, Halt im Wort zu finden? Dem Wort sollte also nicht vorschnell ein fixierbarer Sinn zugeschrieben werden. *Böhmische Dörfer* sind hier, bei den Psychotikern, besonders wichtig.

Bei der neurotischen Symptombildung finden wir nach Freud die grundsätzliche Möglichkeit der Übersetzung, da die Sachvorstellung ihre unbewusste Besetzung behalten hat. Bei der schizophrenen „Ersatzbildung“ liegt jedoch keine Verdrängung vor, Grundlage von Übersetzung der neurotischen Symptome. In „Das Unbewußte“ lesen wir, wie Freud den Begriff der Verdrängung, den er zeitweise auch bei Psychosen verwandte, klarer differenzierte:

28 S. Freud, „Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia“; in: *G.W. VIII*, S. 313. Hier allerdings spricht Freud sowohl bei Paranoia wie Dementia praecox (Paraphrenie) doch von einem „Mechanismus der Wiederkehr (Symptombildung)“, den er allerdings für diese beiden Psychoseformen differenzieren möchte. Aus diesen uneinheitlichen Formulierungen Freuds wird deutlich, wie er in seinem Werk mit der Unterscheidung von Neurose und Psychose rang und dabei zu durchaus unterschiedlichen Zugangsweisen kam.

29 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 299.

30 Ebd., S. 300.

„Bei der Schizophrenie [...] muß uns der Zweifel auftauchen, ob der hier Verdrängung genannte Vorgang überhaupt noch etwas mit der Verdrängung bei den Übertragungsneurosen gemein hat. [...] Aber der Fluchtversuch des Ichs, der sich in der Abziehung der bewußten Besetzung äußert, bleibt immerhin als das Gemeinsame bestehen. [...] Wenn diese Flucht bei der Schizophrenie in der Einziehung der Triebbesetzung von den Stellen besteht, welche die unbewußte Objektvorstellung repräsentieren, so mag es befremdlich erscheinen, daß der dem System *I/bw* angehörige Teil derselben Objektvorstellung – die ihr entsprechenden Wortvorstellungen – vielmehr eine intensivere Besetzung erfahren sollen. [...] Es ergibt sich die Auskunft, daß die Besetzung der Wortvorstellung nicht zum Verdrängungsakt gehört, sondern den ersten der Herstellungs- oder Heilungsversuche darstellt, welche das klinische Bild der Schizophrenie so auffällig beherrschen. Diese Bemühungen wollen die verlorenen Objekte wieder gewinnen, und es mag wohl sein, daß sie in dieser Absicht den Weg zum Objekt über den Wortanteil desselben einschlagen, wobei sie sich aber dann mit den Worten an Stelle der Dinge begnügen müssen.“³¹

Der psychotische Restitutionsversuch geht danach vom Wort selbst aus, der Psychotiker kann über das Wort wieder beginnen, auf das Objekt zu setzen. Auch dadurch, dass er Worte erfindet? Vielleicht noch besser: dass er Worte aufkommen lässt, von denen er sich treffen lassen kann? Um die verlorenen Objekte wiederzugewinnen, auch wieder zu lieben? Um über die Worte zur Liebe zu finden, einer Liebe, die auf Objekte setzt? Hierzu bedarf es wohl aber eines Hörens, der Möglichkeit einer Adressierung an den Anderen, sodass neuer Spielraum für die Worte entstehen kann.

2. Wenn die Ablösung der Libido auch für Freud meist nur eine partielle ist, kann man dann eine ganz strikte Abgrenzung von Neurose und Psychose aufrechterhalten? Freud spricht von den Resterscheinungen bei der Psychose. Kann man das auch so lesen, dass es auch in der Psychose einen Rest geben kann, so etwas wie ein Objekt, das Ergebnis einer Trennung wäre? Lässt sich hier in der Kur des Psychotikers anknüpfen? Also nicht durch eine Stärkung des Ichs, sondern indem auf einen Rest gesetzt wird, den ein Wort erreichen, berühren könnte – an den ein Wort grenzt und so zur Grenze wird: zwischen Somatischem und Psychischem?

3. Wieweit könnte die von Freud erwähnte sekundäre Libidobesetzung einen Bezug zur Bindung, zur Eingrenzung eines „Zuviel“ an Libido haben? Was könnte in der Kur des Psychotikers einen Prozess

31 Ebd., S. 301 f.

unterstützen, der eine solche sekundäre Eingrenzung, Bindung und Besetzung ermöglichen würde? Ist es also gerade die Besetzung der Wortvorstellung, die eine Bindung in Gang setzt? Hätte diese größere Bindung auch Auswirkungen auf das Ausmaß psychotischer Angst? Kann man sagen, dass die Besetzung des Objekts über das Wort dem Trieb die Grenze setzt, die er sucht, um Subjekt wie Objekt nicht zu zerstören? Anders formuliert: Worte an einen Anderen richten zu können, der sie als an den Anderen gerichtet aufnimmt – wäre dies nicht auch eine Möglichkeit für den Psychotiker, auf das Objekt setzen zu können und den damit verbundenen Verlust zu wagen? Gibt es wirklich keine Möglichkeit der Übertragung in der Psychose – ausgehend von Worten, die zu Brücken werden könnten, Brückenschlägen zum Anderen?

IV.

Diesen Fragen soll nun nachgegangen werden, indem ich einige Aspekte der Arbeit mit einem Psychotiker schildere. Mir scheint in diesem Verlauf das Aufkommen eines Namens, einer Möglichkeit von Benennung, eine wichtige Schnittstelle zu sein, gerade angesichts einer großen imaginären Kargheit des Patienten.³² Diagnostisch gehe ich von einer paranoiden Form der Schizophrenie aus. Peter Widmer folgend kann gesagt werden, dass die Paranoia vor allem durch die Verwerfung des Symbolischen gekennzeichnet ist, die Paraphrenie (oder Schizophrenie) in besonderer Weise durch eine Beeinträchtigung des imaginären Registers.³³ Für die paranoide Pathologie ist demnach gerade ein Überwiegen des Imaginären typisch, das symbolische Register hat zu wenig Gewicht. Anders dagegen die schizophrene Problematik: Eine imaginäre Verarmung führt zu einer Art Hypertrophie des Symbolischen, das sich direkt mit dem Realen verbindet (das Phänomen der Organsprache, von dem Freud spricht, kann hier situiert werden). Oft jedoch sind diese beiden Dimensionen in der klinischen Praxis miteinander verbunden. So kann man nicht selten,

32 Nach seinem Vortrag über das Symptom in Genf wurde Lacan von O. Flournoy gefragt, ob die Psychoanalyse die Psychotiker erreichen könnte oder nicht. Lacan antwortete mit einer Differenzierung von Namen-des-Vaters und Vater-des-Namens. Damit spricht er die Bedeutung der Benennung in der Kur des Psychotikers an. Vgl. J. Lacan, „Vortrag über das Symptom [1975]“, übersetzt von D. Sträuli, P. Widmer und E. Widmer; in: *R.I.S.S. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Heft 1/1986, S. 40.

33 P. Widmer, *Metamorphosen des Signifikanten ...*; op. cit., S. 140–147.

wie auch in diesem Fall, feststellen, dass Psychotiker einerseits ihre mangelnde Verankerung im Symbolischen durch imaginäre Ersatzbildungen auszugleichen suchen, andererseits aber auch die Katastrophe bildloser Leere und Verwüstung, den Weltuntergang mit Hilfe von Klängen und Lauten, den Wortvorstellungen, wieder zu organisieren und zu beleben beginnen. Dies soll im Folgenden deutlicher werden. Es könnte auch noch überlegt werden, welche Konsequenzen das Auftauchen neuer Klangbilder für ein verfestigtes imaginäres System, so im Wahn, haben mag. Damit hätte das Aufkommen neuer, überraschender Worte in der analytischen Arbeit mit Psychotikern zwei Aspekte: Auflockerung imaginärer Verfestigungen durch neue, unerwartete und „polyvalente“ Sinnzusammenhänge in der paranoiden Pathologie, aber auch: vom Wortklang her einen neuen Weltbezug zu gewinnen und eine Wiederbesetzung der Objekte zu ermöglichen, sofern es um die paraphrene Problematik geht.

Herr B. kann seinen Namen, den Namen des Vaters, nicht ertragen. Er lehnt ihn wegen seiner oralen Anklänge ab. Als könne man ihn, Herrn B. essen: „Ich bin doch keine Speise“, sagt er. Gleichzeitig schwinde etwas Unmäßiges in seinem Namen mit, das ihm Angst mache. Herr B. kommt zu mir im Rahmen seines Scheidungsprozesses. Das Stammbuch sei von ihm verlangt worden, er kann es nicht finden. Zunehmend bekommt er Panik: „Wenn ich keinen beglaubigten Namen habe, kann ich mich von meiner Frau nicht trennen.“ Und er sagt: „Ich kann mich nicht mehr identifizieren.“ Ich frage Herrn B. nach dem Stammbaum und er erzählt einiges: Der Vater kam aus dem Osten, wollte Kunstmaler werden, wurde dann nach dem Krieg Maler und Anstreicher. Dann habe er in der Eifel eine Jugendherberge geleitet. „Er war der Herbergsvater und herrschte wie ein Patriarch, sein Wort war wie Gottes Wort.“ Neben der Leitung der Jugendherberge besuchte der Vater Zeichenkurse und konnte bei einem befreundeten Architekten, einem Kriegsfreund, im Büro etwas mithelfen. Dort habe er sich gegenüber Kunden schon mal als Architekt ausgegeben. „Als ich ein Kind war, galt das Wort meines Vaters alles für mich, in der Pubertät fragte ich mich dann, ob er ein Hochstapler ist.“ Der Vater habe gewollt, dass er Künstler werde oder Architekt. Er habe sich dem zu entziehen versucht. Aber bis heute sehe er sich als gescheitert an, da er die Wünsche des Vaters nicht erfüllt habe.

Die Mutter stammt von der Küste, aus Pommern, aus der Gegend, die „Korridor“ genannt worden sei. Sie war vor dem Krieg mit einem Polen verheiratet, der 1939 fiel. Herr B. fragt sich, ob die Mutter den Tod des Mannes je verwunden habe. Der ältere Bruder stamme aus

dieser Verbindung. Die Eltern hätten sich nach der Flucht 1945 in Norddeutschland kennen gelernt. Herr B. vermutet, die Mutter sei von der Bildung des Vaters beeindruckt gewesen. Er habe sich ihrer und des sechsjährigen Sohnes angenommen. Später erzählt er, der erste Mann der Mutter sei Bauarbeiter gewesen. Beide ältere Brüder des Vaters sind gefallen, sie waren zu dritt. Er hat auch zwei Brüder, den Halbbruder und einen Bruder, der kurz nach dem Krieg geboren wurde. Er selbst sei Nachzügler, erst 1963 geboren. Herr B. fragt sich: „Wünschte sich die Mutter ein Mädchen?“ Sie habe ihn oft mit Mädchenkleidern verkleidet („investiert“?) und ihm einen weiblich klingenden Kosenamen gegeben. Diesen habe er gehasst, aber auch seinen wirklichen Vornamen nie gemocht. Dieser sei so kurz, dass man ihn verschlucken könne. Ich frage mich: Spricht er vielleicht auch davon, dass die Mutter ihn verschlucken könnte? Mehrfach verwendet er sie betreffend Formulierungen mit oralem Anklang: Er habe sich durch sie „angefressen“ gefühlt, ihre Probleme hätten an ihm „genagt“ oder: „Die Mutter hat mich aufgesaugt.“

Herr B. war immer sehr mager, ein schlecht zu ernährendes Kind und kränklich. In der Pubertät hatte er eine ernste Erkrankung. Er wäre fast gestorben und lag lange im Krankenhaus auf der Isolierstation. „Damals bin ich schon fast durchgedreht.“ Der eigene Körper sei ihm damals wie ein fremdes Land erschienen, von dem permanent eine tödliche Bedrohung ausging. Hier findet sich bei Herrn B. ein hypochondrisches Moment, das an eine reale körperliche Erkrankung angekoppelt ist.

Nach dem Krankenhausaufenthalt habe er leben wollen. Er sei ein „wilder Junge“ gewesen, bei den Mädchen sehr beliebt. Beim Sex habe er nicht viel empfunden, aber genossen, dass man ihn interessant und intellektuell gefunden habe. Er selbst sei sich aber „wie nicht ganz echt“ vorgekommen. Bald war er mit der Tochter eines bekannten Mannes aus Aachen befreundet, eines Künstlers, der zu viel Geld gekommen war. Er fuhr dessen schnelle Sportwagen und heiratete bald die attraktive junge Frau. Ein Sohn wurde geboren. Herr B. begann ein Studium, merkte aber bald, dass ihm alles nichts sagte. Er kam sich nun selber wie ein Hochstapler vor und hatte den Eindruck, sein tolles Auftreten und sein Bild von sich seien nicht gedeckt. Raptusartig verließ er eines Tages die Familie und reiste viele Monate durch Frankreich, Italien und Spanien. Er sagt, er habe die fremden Sprachen schnell gelernt und sich wohl gefühlt, deren Klang zu hören. In ihm schien er einen Halt gefunden zu haben. Auf Sizilien stellte ihn der

Besitzer eines Landgutes ein, als „Karl Faktor“, wie sich Herr B. nun nennt. Das klingt für mich nach jemandem, der etwas machen kann, aber auch danach, dass man mit ihm rechnen sollte, wie mit einem Faktor, mit dem multipliziert wird. Einige Zeit sei es ihm in dieser Position, mit diesem Namen, sehr gut gegangen, bis er eine junge Frau getroffen habe. Die galt dort auf dem Land als Hexe, und er habe die Vorstellung entwickelt, er sei von ihr verzaubert worden und müsse alles tun, was sie wolle. Wie ein willenloses Wesen, das ganz dieser Zauberin gehöre. Ich frage mich, um welchen Zauber es sich handelt. Einen Liebeszauber, den bedrohlichen Zauber einer *unio mystica*, eines noch unentschiedenen Ursprungs, für den die Worte fehlen? Gelegentlich spricht Herr B. noch heute von seiner Sehnsucht nach „mystischer Verschmelzung“, die er zum Beispiel in esoterischen „Selbsterfahrungen“ zu finden sucht. Vor der Katastrophe der Begegnung mit dieser Frau, die ihn erst be- und dann verzauberte, hätten ihn seine Ehefrau und die Eltern gerettet. Sie holten ihn aus Italien ab und brachten ihn fast mutistisch nach Deutschland in die Psychiatrie. Dieser Rahmen gab ihm einen gewissen Schutz, in dem er wieder zum Sprechen finden konnte.

Nach der Entlassung habe er nicht gewusst, was er tun solle. Ohne zu wissen, warum, habe er begonnen, auf dem Bau zu arbeiten, als Maurer, wie der erste Mann der Mutter. Das geht ihm in der analytischen Arbeit auf. Ohne Geselle zu sein, habe er sich dann mit einem Unternehmen selbstständig gemacht, das sich auf Reparaturen spezialisiert habe. Die Firma trägt jetzt seinen Nachnamen und er verdient ganz gut mit seiner Arbeit. Er heiratet zum zweiten Mal, eine Tschechin, die von der Nähe der polnischen Grenze kommt. Er bekommt mit ihr noch einen weiteren Sohn, schließlich eine Tochter. Nach ihrer Geburt fühlt er sich unbestimmt bedroht. Nach einiger Zeit bemerkt er die Idee, das dritte Kind solle spätestens ein Mädchen sein, er aber sei als drittes Kind Junge gewesen. Das kann nicht gut gehen! Welche Mutter will drei Söhne? Er denkt an die eigene Mutter. Das Glück seiner Frau mit der Tochter ist kaum erträglich. Er geht fremd, mit einer Polin. Zunehmend erlebt er sich wie aufgelöst. Sein Körper wird ihm fremd, er bemerkt eine eigentümliche Anspannung in sich, als werde er von innen zersetzt, und er befürchtet, dass Außerirdische ihn bestrahlen und diese Veränderungen bewirken. Sie würden ihn auch seines Namens berauben und dann sei er nur noch ein diffuses Stück Fleisch. Ich verstehe das, was mir Herr B. erzählt, als paranoide Formulierung einer hypochondrischen Angst, bei der sich der Weltuntergang auf dem Feld des Körpers abspielt. Die Geliebte bringt ihn in

dieser Situation in die Psychiatrie und verlässt ihn darauf, seine Frau will die Scheidung. Alles bricht zusammen.

Nach einer Beruhigung seiner Ängste wird er entlassen. Er beginnt eine Verhaltenstherapie, von der er sagt, sie habe ihn gestützt. Die Therapeutin habe ihm wieder die Bezeichnungen der Dinge und der Verrichtungen des alltäglichen Lebens vermittelt. Er kann wieder arbeiten, macht aber Schulden, um seine Kinder großzügig zu unterstützen. Er möchte ein guter Vater sein. Außerdem hat er die Vorstellung, er dürfe nur hochwertige Lebensmittel kaufen, sonst werde er vergiftet. Oft besucht er esoterische Kurse, um zu erfahren, wer er sei. Aber diese Veranstaltungen verunsichern ihn eher mehr. Er spricht von einer öden, fast unaushaltbaren Leere, einem Terror, der von einem Nichts ausgeht, einer inneren Landschaft ohne Markierung, ohne Bedeutungen: „Es gibt weder Hochs noch Tiefs.“ In der Arbeit mit Herrn B. wird diese Leere merkbar, in der Schwierigkeit Worte zu finden, die weiterführen könnten. Dort, wo sich keine Worte entdecken lassen, gibt es auch keine Welt, keine Sprach-Welt. Dies ist oft kaum zu ertragen, auch für mich als Analytiker.

Einige Zeit nach dem ersten Treffen mit mir in der Praxis gerät Herr B. in Panik. Die Welt sei schon längst von *Aliens* verwüstet, sagt er mir, die Menschen wüssten aber noch nichts davon und er warte jetzt auf den Auftrag Gottes, die Welt zu retten. Aber bisher habe er noch keinen Hinweis. Die Zeit dränge. Was Herr B. sagt, erinnert mich an den Ausbruch der letzten psychotischen Phase nach der Geburt der Tochter, das fehlende Stammbuch, die Fragen des Patienten nach seiner Herkunft, dem Geschlecht und der Generationenfolge. Ich sage, er sei doch auf der Suche nach dem Stammbuch. Er hält inne. Dann sagt er, er fürchte, der Name dort könnte längst ausgelöscht sein. Ich sage, vielleicht gehe es darum, zu suchen. Er wirkt etwas ruhiger, bleibt dann aber einige Sitzungen weg. Als er wieder kommt, erzählt er, er habe eine Psychiaterin aufgesucht, bei der er schon früher gewesen sei. Er nehme jetzt Neuroleptika. Herr B. macht mir Vorwürfe, dass ich ihn nicht aktiv zu einem Nervenarzt geschickt hätte. Er hätte schon früher Medikamente gebraucht. Ich sage ihm, vielleicht hätte ich seine Situation nicht richtig eingeschätzt, ich könne mich irren. Nun erzählt er mir, dass er das Stammbuch gefunden habe. Ich frage mich, was seine Krise ausgelöst haben mag. „Stamm“, „Name“ und „Buch“ sind mir besonders im Ohr. Er scheint nach seiner Abstammung zu fragen, in welchem Buch er eingeschrieben ist, zu welchem Stamm er gehört und welcher Name ihm einen Platz gibt. All das scheint ihm nicht nur

nicht sicher zu sein, es scheint keine Spur zu geben. Im Auftrag Gottes, die Welt retten zu sollen, dürfte er einen wahnhaften Halt gefunden zu haben. Er wird vom Anderen gerufen und ganz in An-Spruch genommen. Heißt für ihn, vom Anderen gerufen zu werden, die Rettung seiner Welt? Und was ist mit den *Aliens*? *Aliens* haben keinen Namen ...

Erstmals erzählt er in den folgenden Sitzungen mehr von seinem Bruder, der erfolgreicher Unternehmer geworden sei. Er habe ihn kurz vor seiner Panik um einen Kredit gebeten. Der Bruder habe dieses Ersuchen abgelehnt, ihm vorgeworfen, er sei schon immer von der Mutter verhätschelt worden, jetzt solle er endlich wie ein Mann auf eigenen Füßen stehen. Der Bruder sagt: „Mir reicht es.“ Herr B. fragte sich, ob er dem Bruder nicht kreditwürdig sei. Hörte er die Verweigerung des Bruders so, dass dieser ihm keinen Namen zugestand, dem man Vertrauen, Kredit (Glauben) schenken könne? Hierfür sprechen einige Einfälle Herrn B.s: Der Bruder habe wohl sagen wollen, er sei nicht der Sohn des Vaters, nur der der Mutter. Es gebe gar keinen väterlichen Stammbaum. Herr B. fragt: „Wenn der Bruder recht hätte, trüge ich dann den Namen meines Vaters zu Unrecht, als das Mutter-söhnchen, das er in mir sieht?“ Und ich höre in seinen Worten auch die Frage, wieweit ich ihm Kredit gebe und auf die Arbeit mit ihm setze – vielleicht gerade angesichts des oft schwer Aushaltbaren in den Stunden mit ihm.

Im Verlauf der Arbeit mit Herrn B. werde ich dann von einer Psychoanalytikerin angerufen, die bei mir Auskünfte über Herrn B. erbittet. Ich verweise auf die Schweigepflicht und gebe um keinen Deut zu erkennen, dass Herr B. zu mir kommt. Ich erfahre, dass der Bruder von Herrn B. auf diesem Wege Erkundigungen einholen will, um einschätzen zu können, ob dieser ein Pflegefall werden könnte und er ihn dann finanziell unterstützen müsste. Ich registriere, dass ich angesichts dieser familiären Nachforschungen den Namen Herrn B.s nicht in den Mund nehme, ihn verschweige. Hier ist es unmöglich, einen Namen auszusprechen: um das Sprechen des Analysanten zu ermöglichen. Die Notwendigkeit (das Verschweigen des Namens zu wahren, damit das Sprechen weiterhin möglich wird, überschneidet sich für mich damit plötzlich in unerwartet konkreter Weise mit der Unaussprechlichkeit des väterlichen Eigennamens vonseiten des Analysanten. Die Episode gibt mir weiter zu denken: Soll durch die verlangte Nennung des Namens etwas „festgemacht“ werden, so als wenn ein Detektiv oder Polizist einen vermuteten Straftäter identifizieren will? Verliert

ein Name seine symbolische Funktion, wenn er zur „Bestimmung“ eines vermeintlichen Sachverhaltes verwandt wird: so als könnte der Name ein bestimmtes Moment am Subjekt definieren, ihm einen abschließenden Sinn geben? In dieser Weise geht Herr B. wohl mit dem Namen seines Vaters um: Der Name hat für ihn eine bestimmte und ihn eindeutig bestimmende Bedeutung. Der Name legt ihn auf etwas Orales fest. Diese Festlegung verunmöglicht jedoch, dass der Name fruchtbar werden könnte. Herr B. kann den Namen seines Vaters nicht verwenden. Ich kann mich fragen, ob dieser Name ihn sogar eher auf das orale Moment fixiert, das ihn mit der Mutter – vielleicht aber doch auch mit einem Saturn-Vater – verbindet und das zu metaphorisieren er nicht in der Lage ist. Herr B. sagt so auf verschiedene Weise, dass der „Name-des-Vaters“ für ihn nicht brauchbar ist. Kann etwas anderes gefunden, erfunden werden? Etwas, das aus seinem eigenen Sprechen auftauchen würde?

Noch etwas anderes fällt mir auf: Die Nachforschungen des Bruders verbinden die durch den Namen bezeugte gemeinsame Abstammung mit einer finanziellen Last, die dieser wohl nicht tragen will. Auch in dieser Weise wird der Name zum Index von etwas, einer Belastung, vielleicht einer Schuld. Das häufig von Herrn B. genannte Wort „Buch“ verbindet sich für mich erstmals mit der „Buchung“, der Einschrift von „Soll“ und „Haben“. Bezieht sich dies auch auf etwas Orales? Herr B. sagt häufiger, in den Jahren nach dem Krieg hätten die Eltern ja nichts „zum Beißen gehabt“. Oder er fragt: „Haben wir Kinder den Eltern nicht die Haare vom Kopf gefressen?“ So bekommt die Oralität bei Herrn B. einen starken Anklang von Schuld.

In der Arbeit mit Herrn B. ändert sich etwas. Er ist nun bedrückt, sehr verzweifelt. Er spricht davon, er habe von sich ein Bild entworfen, das er nicht halten könne: als guter Vater, erfolgreicher Handwerker, früher als treusorgender Ehemann. Er spricht von Bilanzfälschungen in seiner Firma, die er vorgenommen habe, um Geld für die Kinder zu haben. Ernährt er sie gut genug? Nun taucht das Wort „Buchung“ von seiner Seite auf. „Ich habe Fehlbuchungen vorgenommen“, sagt er. Und: „Die Bücher waren nicht korrekt.“ Er wirft sich vor, die Bücher gefälscht zu haben, um etwas vorzutäuschen. Herr B. quält sich mit Schuldgefühlen, dass er gegen Recht und Ordnung verstoßen hat, um gut dazustehen. Aber er habe auch Angst vor Vorwürfen seiner früheren Frau gehabt, sie könne mit dem wenigen Geld den Kindern kein gutes Essen kaufen, keine Bio-Kost. Nun sucht er einen Anwalt auf und klärt nach längeren Monaten die rechtlichen Probleme. Herr B. sagt: „Überall habe ich überzogen.“ Er spricht da-

von, dass er überall so hohe Ideale habe, die er aber nicht erfüllen könne: sexuelle Treue, unternehmerische Rechtschaffenheit, liebevolle Präsenz als Vater. Nichts solle fehlen. Er merke, dass er, wenn er diese Ideale nicht erfüllen könne, zu anderen hart und fordernd sei, nicht zuletzt aber auch sich selbst gegenüber. Er erzählt mir von Phasen der Askese, während derer er kaum esse. Für mich wird hörbar, dass er das Gesetz vor allem wie eine unerfüllbare, verfolgende Instanz auffasst, die ihm keinen Spielraum lässt und ihn geradezu aufzufressen scheint. Entweder unterwirft er sich einem unerbittlichen Gesetz, oder er macht, was er selber will, ohne sich um etwas zu scheren, auf das er hören könnte: Ein interpretierbares Gesetz aus „lebendigen“ Buchstaben mit Spielraum scheint ihm zu mangeln, scheint ihn zu ängstigen – stattdessen hat noch ein starres Gefängnis, ein Prokrustesbett, das ihm keine Bewegungsfreiheit lässt, die Vormacht inne. Vor dem grausamen, unersättlichen Gesetz kann er nur fliehen, oder er wird von ihm verschlungen. Ich frage mich, ob seine Askese einen Mangel einführen soll.

Herr B. wird nun immer bedrückter, er wirkt starr, manchmal gelähmt. Seine Firma läuft nicht mehr, er verlässt kaum noch das Haus. Mir fällt das Zuhören schwer, aber auch etwas zu sagen, was sein Reden unterstützen könnte. Ich habe den Eindruck, dass er kommt, weil er vermutet, dass dies von ihm verlangt wird, dass dies meine Erwartung sei. Er ruft mich schließlich an: „Ich komme nicht mehr, ich ertrage es nicht, zu merken, dass ich nichts sagen kann.“ Ich antworte, er sei willkommen, wieder zu kommen, wann immer er wolle. Mir ist es wichtig, keine inhaltliche Forderung an ihn zu richten, sondern einen Platz zu öffnen, der nicht gefüllt ist und an dem er nicht fürchten muss, gefressen zu werden. Ich hoffe, dass er aufnimmt, dass ich weiter hören will. Etwas lässt mich darauf setzen, dass er sich wieder meldet – wenn ich bereit bin, ihn gehen zu lassen, ihn aufzugeben und hinzunehmen, dass ich nicht weiß, wie es weiter geht. Und dabei weiter für ihn und sein Sprechen offen zu bleiben.

Nach einem halben Jahr ruft er mich an: „Ich darf doch wieder kommen? Ich möchte gerne.“ Wir vereinbaren einen Termin. In der ersten Begegnung nach der Pause erzählt er, er habe etwas gefunden, einen neuen Namen, den er seiner Firma gegeben habe: „Reparateur“, was aber aus seinem Munde oft wie „Reperateur“ klingt. Herr B. kann gut französisch und spricht den Namen manchmal mehr wie „Repère-ateur“, dann wieder wie „Re-père-ateur“, aber auch „Repère-auteur“ aus. Er scheint einen Markierungspunkt (*repère*) entdeckt zu haben,

wobei er den Vater (*père*) einführt und etwas sowohl orten wie ausfindig machen kann (*repérer*). Wird er zu einem *Auteur*? Aber ich höre auch die *réparation*, die Wiederherstellung oder Wiedergutmachung. Ein Verweis auf das Thema der Schuld? Manchmal klingt das „*ateur*“ auch wie „*amateur*“ in meinen Ohren. Im Aufnehmen dieses überraschend aufgetretenen, neuen Wortes wird deutlich hörbar, dass Herr B. es mir immer wieder mit einem anderen Klang zuträgt, dass in diesen verschiedenen Intonationen Differenzen hörbar werden, die bei mir zu sehr unterschiedlichen Bedeutungen führen, die sich miteinander verbinden, aber auch wieder auflösen und verschieben lassen. Ich kann hören, wie sich das Sprechen des Patienten verändert. Klang seine Stimme früher oft monoton und einschläfernd, gewinnt sie nun an Farbigkeit und Nuanciertheit. Dies ermöglicht mir als Zuhörendem, die verschiedenen Facetten des Wortes bei mir anklingen zu lassen.³⁴ Ich spreche die möglichen Bedeutungen der Worte nicht an, mit der Zeit äußert Herr B. selber Einfälle. So sagt er zum Beispiel: „Ich kann wohl auch als Amateur was machen, muss kein Profi sein.“ Und er erzählt, mit dem neuen Namen laufe auch die Firma wieder, er könne seine Schulden begleichen und erlebe sich wieder als besserer Vater für seine Kinder. Er habe Spaß an der Arbeit, gehe wieder aus und denke daran, mit seiner Freundin zusammenzuziehen. Die Gespräche mit ihr, seinen Kindern, aber auch seiner früheren Frau, die er mir schildert, klingen lebendiger – es gibt mehr Zwischentöne, Unsicherheiten und Fragen. Am Ende einer Stunde gibt er mir eine neu gedruckte Visitenkarte: „Reparateur“. Für mich stellt sich durch mein unterschiedlich-unterscheidendes Hören auch die Frage nach dem Buchstaben: a oder e, nach der Differenz. Auf dem Papier, das er mir konkret reicht, scheint dies entschieden, nicht jedoch im Hören. Die analytische Arbeit geht weiter.

Herr B. ermöglicht mir, manche Fragen bezüglich der Psychose neu zu formulieren. Wie mag es kommen, dass ein Kind nicht so in die Sprache finden kann, dass sie ihm ermöglichen würde, auf ein Objekt zu setzen, ein Wette auf den Anderen eingehen zu können? Worte finden zu können für den Körper, das Verfehlen in der sexuellen Begegnung, Worte der Lust und der Liebe, Worte des Schmerzes, des Verlustes, aber auch einer Verbindung zum Anderen, wie auch zum

34 Annemarie Hamad hat auf die Bedeutung der Klangfarbe hingewiesen, auch in dem Sinne, dass durch sie durch den Analysanten an den Analytiker herangetragen wird, welche Tonalitäten ihn durchziehen. Vgl. A. Hamad, „Versprechen und Vergessen“; in: *arbeitshefte kinderpsychoanalyse*, 36 (2006), besonders S. 61 f.

anderen: Wie kann dies glücken? Bei Herrn B. höre ich von einem Vater, der für ihn gottgleich herrschte und dann als Hochstapler erschien, und von einer Mutter, die den Verlust eines geliebten Mannes nie betrauert zu haben scheint. Wie vielleicht auch der Vater den Tod der Brüder nie betrauerte – eine „Überlebensschuld“? Unklar blieb mir bislang, warum sich wohl die Mutter ein Mädchen statt eines Jungen wünschte, Herrn B. einen Mädchennamen gab und mit dem Körper ihres Sohnes realiter wie mit dem eines Mädchens umging. Welche Worte, welche Klänge mögen diese Eltern für und zu ihrem Kind gefunden haben?³⁵ Worte und Töne der Liebe, die den Trieben eine Richtung gegeben hätten? Die Namen, die Herr B. vom Vater, aber auch von der Mutter erhielt, fixierten ihn auf Erwartungen der Eltern, deren Phantasmen, denen er sich nahtlos einzuflügen trachtete. Das orale, verschlingende Moment des Namens spielt dabei eine große Rolle: Fressen und Gefressen werden, vom Kind offensichtlich materialisiert, konkret gehört, nicht als Signifikant eines leeren Platzes, an dem es als Subjekt ankommen könnte. Außerdem klingt im Namen Herrn B.s etwas Gigantisches, Unmäßiges mit, eine Grenzenlosigkeit, die ihn ängstigte. In der Adoleszenz wurde Herr B. psychotisch. Zu denken ist an den Einbruch seiner massiven körperlichen Erkrankung, der sexuellen Begegnungen, aber auch seine Angst vor der Liebe. Für all dies hatte er keine Worte – Worte, die verschieblich genug gewesen wären, in der Lage, Metaphern zu bilden, die Herrn B. einen Halt gegeben hätten. Herr B. setzte in dieser Weise aufs Ich. Sein Größenwahn, wie dessen Scheitern in der Hypochondrie, legt davon Zeugnis ab. Wo ist da der Platz einer analytischen Arbeit – einer Entwicklung, die den Weg zum verlorenen Objekt doch finden lassen könnte?

35 Auch Isidoro Vegh erinnert mit Verweis auf Alain Didier-Weill an die Bedeutung der mütterlichen Stimme: „[...] que le chant d’une mère à son bébé, ce chant qu’offre toute mère à son bébé dès sa naissance ou même avant, anticipe dans le réel de sa voix, le siège, le futur lieu de la parole, du signifiant, même si ce qu’elle dit n’est au début pour l’enfant, qu’une musique qui glisse, sans scansion. C’est un bon exemple d’un mode premier de transmission dans le réel.“ I. Vegh, *Le prochain, nouage ou dénouage de la jouissance*; Paris: Érès 2005, S. 139. „[...] dass der Gesang einer Mutter für ihren Säugling, dieser Gesang, den jede Mutter ihrem Säugling von Geburt an oder sogar noch davor schenkt, den Sitz, den zukünftigen Ort der Rede im Realen ihrer Stimme vorwegnimmt, des Signifikanten, selbst wenn das, was sie sagt, zuerst für das Kind nur eine Musik ist, die gleitet, ohne Skandierung. Das ist ein gutes Beispiel einer ersten Art von Übermittlung im Realen.“ [übersetzt von M.M.z.W.].

Ich denke, dass die Arbeit mit Herrn B. zeigt, dass er die Chance ergriff, mit der Zeit doch etwas zu übertragen, ein Wort, dass unterschiedlich gehört werden kann, verschiebbar wird, ein Geflecht von Worten webt, womit das monolithisch-konkretistische Sprechen zurücktreten kann. Hierzu gehört das Auftauchen einer bunteren Klanglichkeit, im Sinne der Klangfarbe, von der Annemarie Hamad spricht. Gehört wird dabei zuerst vor allem im Ohr des Analytikers, der zum Hüter einer symbolischen Übertragung werden muss. Die Erfindung eines solchen Namens, eines neuen Wortes, das dem Subjekt zukommen kann, damit es so selber auftauchen werde, scheint mir die Voraussetzung dafür, wieder auf Objekte setzen zu können, Amateur zu werden, wie Herr B. sagt. Für ihn bedeutet das wohl auch Abschied von der Vorstellung eines Großen und Ganzen, das doch nur ein verschlingendes Monstrum wäre.

Ein weiterer Aspekt scheint mir die Öffnung eines „*l'entre-corps-et-mots*“,³⁶ eines Zwischenraums zwischen Körper und Wort, eine Auflösung, Verflüssigung der „Organsprache“. Was heißt das? Mit Serge Leclaire gehe ich davon aus, dass in der Psychose die Alterität des Wortes gegenüber dem Körper verloren geht, die immer rätselhafte Herkunft der Spur vom verlorenen Objekt nicht mehr trennbar ist: eine Idee, die bereits bei Freud anklingt.³⁷ Dies wirft auch ein Licht auf das von ihm in der Narzissmusarbeit hervorgehobene Moment des hypochondrischen Kerns der Psychose: Da ein Trennblatt („*intercalaire*“³⁸) fehlt, bricht das Reale des Körpers traumatisch ein und wird mit dem Netz der Signifikanten direkt und unvermittelt „verlötet“. Leclaire schreibt:

„Die Wörter buchstäblich zu nehmen, das heißt wohl, sie zu annullieren, indem sie zu eng zusammengepresst werden, sie erneut regressiv mit den Bewegungen des Körpers vermengen.“³⁹

Eine solche Vermengung von Wort und Körper findet sich zum Beispiel in der Art und Weise, wie Herr B. seinen väterlichen Namen hört: wie eine körperliche Konkretisierung, als materialisiere sich sein

36 S. Leclaire, „Les mots du psychotique“ (1969); in: Ders., *Diableries. Écrits pour la psychanalyse*; Paris: Éd. du Seuil, Arcanes 1998, S. 159.

37 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 300.

38 S. Leclaire, „Les mots du psychotique“; op. cit., S. 159.

39 Ebd. Das französische Zitat lautet: „*Prendre les mots à la lettre, c'est bien les annuler en les serrant de trop près; c'est régressivement, les confondre à nouveau avec les mouvements des corps [...]*.“ [übersetzt von M.M.z.W.].

Name an ihm, sein Name sei in ihm traumatisch eingeschrieben: als verschlingende orale Bewegung einer körperlichen Verwüstung. Damit geht er seiner Alterität verloren, in anderen Worten: gewinnt keine Funktion als symbolischer „Name-des-Vaters“.⁴⁰

Das Auftauchen der Alterität, der Fremdheit der Wörter, ist also für die Arbeit mit Psychotikern zentral.⁴¹ Ich möchte dabei diskutieren, ob das Aufkommen neuer, überraschender Wörter in der analytischen Arbeit eine „*suppléance*“, eine Vertretung des mangelnden symbolischen „Namen-des-Vaters“ ermöglicht, einen Ersatznamen zu Gehör bringt, der, wenn er am Platz des Analytikers aufgenommen wird, der psychischen Strukturierung des Psychotikers eine Stütze bietet. Es ginge dabei um eine neue Verknüpfung der drei Register, neue Angrenzungen des different-symbolischen, imaginär-sinnhaften und realen Bereichs. Diese Wörter entsprächen dann einem vierten, verknüpfenden Element, auf das Lacan in seiner späten Psychosentheorie verweist:

„Das Vierte ist, bei Gelegenheit, das *Sinthome* [...]. Das ist wohl auch der Vater [...]. Der Vater ist alles in allem nur ein Symptom oder *Sinthome*.“⁴²

Im *Sinthome* als Viertes berühren sich für mich Differentialität, Klang und Farbe, Bedeutungsvielfalt, Körperlichkeit: Atmen, Rhythmus, Melodie, womit es Schnittstelle wie Verbindung psychischer Struktur wird.

Das Aufkommen-Lassen von Worten scheint mir ein entscheidender Unterschied der psychoanalytischen von der psychotherapeutischen Arbeit mit Psychotikern. Gibt es bei dieser stets eine finale

40 S. Leclaire: „Dans la psychose, tout se passe comme si cette fonction AUTRE de la lettre était récupérée au niveau du corps, annulant le clivage de l'altérité elle-même.“ Ebd. S. 160. „In der Psychose vollzieht sich alles so, als ob diese Funktion ANDERER des Buchstabens auf der Ebene des Körpers versammelt wäre, sodass die Spaltung der Alterität selbst annulliert wird.“ [übersetzt von M.M.z.W.].

41 Auch André Michels hat darauf hingewiesen, dass sich in der Psychose, besonders auch in der Hypochondrie, der Buchstabe körperlich einschreibt, wodurch er persekutorischen Charakter erhält, vgl. A. Michels, „Psychose und Namen“; in: *R.I.S.S. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 8. Jahrgang, Heft 22, 1993, besonders S. 56–57.

42 J. Lacan, „Le séminaire XXIII. Le Sinthome [1975/76]. Séance du 11 mai 1976“; in: *Ornicar?*, No. 11 (1976), S. 7. Das französische Zitat lautet: „*Le quatrième, en l'occasion, est le sinthome [...] C'est aussi bien le Père [...] Le Père n'est en somme qu'un symptôme ou un sinthome.*“ [übersetzt von M.M.z.W.].

Ausrichtung, ein Abschließen des nicht Dichten, vollzieht sich bei jener die Dichtung in einer Öffnung auf neue Worte hin. Hier berühren sich Dichtung und Psychoanalyse. In den Worten Susanne Gottlob: „Dichtung beginnt im Entzug einer Logik des Ziels, im Entzug einer Unterwerfung unter die Ordnung des Sinns.“⁴³ Hierzu gehören „Ausfall“, „eine Lücke in der Souveränität von Wissen“, „Irrtum“, „Umherziehen“, der „Schrecken der Verwirrung“ und „Wagnis“.⁴⁴ All dies begegnet mir in der Arbeit mit Herrn B.

Ich möchte auf die einleitenden Überlegungen zum Gedicht Ingeborg Bachmanns zurückkommen. Damit eine solche poetische Schöpfung, ein dichterischer Zwischenraum in der analytischen Arbeit, möglich wird, der das Subjekt an Worte grenzen lässt, bedarf es eines „hier“ der Übertragung, eines Ortes, mit und an Worten landen zu können.

Damit ein Wort „einfallen“ kann, muss zuerst der „Flammenwahnsinn“, von dem Heinrich Heine in seinem 7. Schöpfungsgedicht spricht, in der Kur gewagt, dieses Brennen ausgehalten werden, von Analytiker wie Analysant – damit vielleicht später, und dies ist die Wette des Analytikers, eine Schöpfung entstehen kann, die auch den Psychotiker wieder riskieren lässt, auf Objekte zu setzen, ihre Investition zuzulassen, und sich in einem „je“ zu sagen. In der Arbeit mit Herrn B. zeigte sich dies auch darin, dass er begann, für die Eigenfinanzierung der analytischen Arbeit zu sparen, etwas zu investieren. Zuerst finanzierte er einzelne Stunden mit selbst gemalten Bildern.

Es stellt sich hier auch die Frage nach der Investition des Analytikers. Wenn die Dichterin Ingeborg Bachmann sagt: „Schreiben ohne Risiko, das ist ein Versicherungsabschluß mit einer Literatur, die nicht auszahlt“,⁴⁵ dann mag dies auch auf die Psychoanalyse übertragbar sein, die ohne Risiko nicht denkbar ist, wohl auch nicht mit Versicherungsabschluss. Manchmal jedoch braucht es Zeit, dass Dichtung dort wird, wo zuerst Versicherung gesucht wurde. Freud hat Heines Ge-

43 S. Gottlob, *Stimme und Blick. Zwischen Aufschub des Todes und Zeichen der Hingabe: Hölderlin – Carpaccio – Heiner Müller – Fra Angelico*; Bielefeld: transcript Verlag 2002, S. 160.

44 Ebd., S. 160 f., auch mit Bezug auf Maurice Blanchot, *Das Unzerstörbare. Ein unendliches Gespräch über Sprache, Literatur und Existenz* (1955/1969); München: Hanser 1991.

45 Interview mit Kuno Raeber, Januar 1963; in: I. Bachmann, *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*, hg. von C. Koschel und I. von Weidenbaum; München, Zürich: Piper 1983, S. 40.

dicht in seiner Arbeit zum Narzissmus zitiert, eigentümlicherweise aber die erste Strophe weggelassen.⁴⁶ Zuviel „Flammenwahnsinn“?

„Warum ich eigentlich erschuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnsinn den Beruf.

Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund.“^{47/48}

46 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 152.

47 Das Gedicht ist das siebte der Schöpfungslieder aus dem Zyklus „Neue Gedichte“. S. dazu: H. Heine, *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut, Bd. 2*, hg. von M. Windfuhr, bearbeitet von E. Genton; Hamburg: Hoffmann und Campe 1983, S. 63.

48 Peter Widmer als Initiator dieses Projektes gilt mein Dank, für seine Lektüre meines Textes, seine Fragen und Anregungen, genauso wie Cristina Burckas (Freiburg) und Catherine Moser (Elchingen), die meine Arbeit freundschaftlich und kollegial begleitet haben. Besonderer Dank gilt Johanna Cadiot und Annemarie Hamad in Paris für den fruchtbaren und freien Austausch in unserer Arbeitsgruppe. Danken möchte ich auch Susanne Gottlob (Hamburg) für ihre gründliche Auseinandersetzung mit diesem Text sowie wesentliche Anregungen bei seiner Entstehung. Er sei ihr in Erinnerung an die Zeit dieser Zusammenarbeit gewidmet.

